

Michael Albert

Die machbare Utopie

Strategien für eine Gesellschaft der Zukunft

Aus dem Englischen
von Michael Schiffmann

UNRAST

Paralyse durch Analyse und blinder Aktionismus

Es gibt oft die Tendenz, so sehr über Dinge nachzugrübeln, dass man kaum noch dazu kommt, etwas zu tun. In der Regel ist diese Grübelei dann auch noch fruchtlos. Lange, nachdem alles, was man konkret einschätzen und debattieren kann, schon auf dem Tisch liegt, bringen Leute Dispute ins Spiel, über die man mangels Kenntnis kaum etwas sagen kann. Sie sprechen von unwichtigen Details oder akademischen Nebengleisen, mithin von allem außer von dem, was getan werden muss und wie es getan werden soll. Wir alle wissen, dass das immer wieder passiert, aber was sollten wir dann stattdessen tun?

Erstens kann die Lösung nicht sein, nun das Nachdenken einzustellen, weil das nur das Gegenstück zur »Paralyse durch Analyse« wäre. Die Weltlage ist furchtbar, wir müssen etwas tun. Hört auf mit dem Palaver, legt los und tut etwas, bevor jemand mit irgendwelchen komischen Analysen kommen kann. Handelt nach dem Impuls des Moments. Lasst das Grübeln.

Was haben diese spiegelbildlichen Ansätze mit dem Problem der Zahl zu tun? Ganz einfach. Bewegungen verlieren Leute, wenn die Beteiligung an ihnen nur ein nutzloser Zeitvertreib zu sein scheint, entweder weil in ihnen nur endlose intellektuelle Debatten geführt werden oder weil sie permanent Aktionen machen, ohne sich die Zeit zur Einschätzung, Planung und klugen Orientierung zu nehmen. Die meisten Leute werden ersteres als Zeitverschwendung und letzteres bei genauerem Nachdenken als untaugliches Mittel zur Entwicklung von Wegen in die Zukunft betrachten.

Aber wo kommen diese »Überanalyse« und »Unteranalyse« her? Hier spielen viele Faktoren eine Rolle, aber ein besonders wichtiger dabei ist Unsicherheit.

Es gibt ein altes chinesisches Sprichwort: »Habt Mut zu kämpfen, habt Mut zu siegen!« Was heißt das? Warum muss man Mut haben, um zu siegen, oder auch nur um zu kämpfen (außer man hat Angst zu verlieren)? Die Antwort ist, »aus Angst, sich zu irren«. Der Kampf um Veränderung und die Schritte zur Herbeiführung solcher Veränderungen bringen ein massives Gefühl von Verantwortung mit sich, und das führt bei moralisch integren Menschen zu einem instinktiven Zögern.

Die Angst davor, sich zu irren, kann dazu führen, dass jegliches Handeln vermieden wird, was auch häufig der Fall ist. Weil die Betroffenen den Eindruck erwecken möchten, dass sie hierbei nicht von ihrer Angst, sondern von ihrem Willen gesteuert sind, nimmt dies oft die Form der Paralyse durch Analyse an.

Wie wirkt sich Unsicherheit auf das Lager der Aktionist*innen aus? Sie wirken impulsiv, ungeduldig und aktionshungrig. Und manchmal ist ihr Aktionsdrang einfach nur das und sonst nichts. Aber vielleicht ist es öfter auch so, dass sie glauben, wenn es eine Debatte und Diskussion gäbe, würde das, was sie sich wünschen, nicht geschehen. Ihre Unsicherheit entsteht aus dem Gefühl, nicht in der Lage zu sein, andere von der Effizienz ihrer Vorhaben zu überzeugen, sobald diese einmal zur Diskussion stehen, weshalb sie ihre Auffassungen lieber gleich in die Praxis umgesetzt sehen wollen. Indem es eine vorherige Bewertung verhindert, ist das nicht nur voreilig und arrogant, sondern auch undemokratisch, und außerdem ein Verstoß gegen Partizipation und Selbstverwaltung.

Was immer die Wurzel dieser beiden Probleme ist, gibt es doch eine klare Lösung, auch wenn sie manchmal schwer durchführbar sein mag. Erstens sollten wir Bewegungen schaffen, die in einem Maß durch gegenseitige Hilfe, Respekt und besonders die Entwicklung des politischen Bewusstseins und die Artikulationsfähigkeit aller Teilnehmer*innen charakterisiert sind, dass alle Beteiligten darauf vertrauen können, dass gemeinsame Diskussionen mit darauffolgenden Entscheidungen besser sind als voreilige Urteile. Und zweitens sollten wir klare, immer zu befolgende Prozeduren zur Entwicklung von Programmen und zur Diskussion und zum Beschluss von Taktiken haben, die a) endlose Diskussionen über Unwesentliches verhindern, b) eine ausreichende Zeit zur Bewertung vorsehen, damit gute Ideen geäußert werden können und alle sich informiert fühlen und darauf vertrauen, dass die wichtigen Fragen angesprochen wurden, und schließlich c) wann immer möglich auch alternative Ansätze mit einbeziehen, um verschiedene Optionen offenzuhalten und zu verhindern, dass Fehleinschätzungen schlimme Folgen haben.

Das Private ist politisch – und wiederum auch nicht

Die Formulierung »das Private ist politisch« kam erstmals in der Frauenbewegung der 1960er auf. In den 1950ern und 1960ern gab es natürlich Sexismus, Rassismus und Armut, aber bis Mitte der 1960er wurden diese

Formen der Unterdrückung öffentlich kaum anerkannt. Man ging davon aus, dass alle Einzelnen an ihrem Leid selbst schuld waren. Wenn sie ihre Situation verbessern wollten, mussten sie einfach ihre eigenen charakterlichen Mängel überwinden. Dann zeigte die Bürgerrechtsbewegung, dass viele der Bedingungen, mit denen sich jede*r einzelne Schwarze auseinandersetzen musste, sich in den Bedingungen der großen Mehrheit von ihnen wiederfanden. Schwarze forderten, in Restaurants bedient zu werden oder beanspruchten einen Sitzplatz im Bus oder insistierten bei Wahlen auf ihrem Stimmrecht, und diese Öffentlichmachung der Verhältnisse führte zu neuen Einsichten. Der Feind waren nun nicht mehr die eigenen »Mängel«. Er nahm einen systemischen Charakter an und wurde nun als »institutioneller Rassismus« und später als »weiße Vorherrschaft« bezeichnet.

Zur gleichen Zeit und inspiriert vom Schwung der Bürgerrechtsbewegung zeigte eine neue Generation von Sozialist*innen, unter denen vielleicht Michael Harrington mit seinem Buch *Das andere Amerika* besonders hervorstach,²³ dass Hunger und Armut Ergebnis der fragwürdigen persönlichen Neigungen und Prioritäten bestimmter Menschen waren, sondern Folgen eines Systems, das ihre höheren Ansprüche zunichtemachte. Armut war kein persönliches Scheitern. Es war systemisch. Der Feind war nicht mehr man selbst, sondern der Kapitalismus.

Die Antikriegsbewegung brachte die Ursachen und Gemeinsamkeiten der US-Außenpolitik in Südostasien und auf der ganzen Welt an den Tag. Bomben waren weder wohlütig noch Ergebnis der kritikwürdigen Entscheidungen ihrer Opfer. Unser Engagement in Übersee hatte nichts mit Großmut zu tun. Die US-Außenpolitik war ein gigantischer Ausdruck von Gier und Macht. Der Feind waren nun nicht mehr irgendwelche Irrtümer oder gar die übertriebene Großmut der USA, und schon gar nicht das Verhalten derer, die von den Bomben zerfetzt wurden. Der Feind war der Imperialismus.

Einer der Gründe für die Entstehung der Frauenbewegung der 1960er war, dass Frauen in der Antikriegs- und der Bürgerrechtsbewegung sich darüber klar wurden, dass ihr Fehlen in Führungspositionen und ihre Ausbeutung durch die Zuweisung der jeweils langweiligsten Arbeiten nichts mit ihnen als Individuen zu tun hatte, sondern sie alle betraf. Durch die Gruppen zur Bewusstseinsbildung, in denen Frauen sich ihre Lebensge-

23 Michael Harrington, *Das andere Amerika*, dtv, München 1964. A.d.Ü.

schichten erzählten, entdeckten sie, dass ihre jeweilige Lage im Hinblick auf Ehe, Kindererziehung, Sex, Arbeit, Kultur und selbst die Sprache gar nicht nur sie allein betraf, sondern bei allen ähnlich war, und dass der Grund dafür nicht bei ihnen lag, sondern systemisch und politisch war. Der Feind waren nicht mehr sie selbst, es war das Patriarchat.

Jedes Mal entdeckten Aktivist*innen, dass »das Private politisch ist«. Die Erfahrungen, Gefühle und Möglichkeiten in unserem persönlichen Leben gingen also nicht einfach auf persönliche Vorlieben zurück, sondern waren sehr stark durch einen größeren sozialen Rahmen beschränkt, geformt und definiert. Unsere Probleme erweckten den Eindruck, als seien sie persönlich, aber ihre allgemeine Textur war systemisch. Sie wurden uns aufgenötigt und kamen nicht von uns selbst. Hier leistete die Neue Linken einen zentralen Beitrag, in dem sie sagte, wir litten unter einer systemischen und ineinander verzahnten »Totalität von Unterdrückungen«, die durch eine Revolution der bestehenden Institutionen und die Schaffung befreiender Alternativen überwunden werden müssten. Die Aussage »Das Private ist politisch« bedeutete also, dass unser persönliches Leben in beträchtlichem Maß politisch determiniert war. Eine Verbesserung unserer persönlichen Lage erforderte ein kollektives Herangehen an politische Strukturen.

Die Zeit vergeht. Eine neue Generation nimmt die Formulierung wieder auf, deutet sie aber nun so um, dass sie besagt, dass unsere persönlichen Entscheidungen politische Folgen haben. Keine große Sache, oder? Das ist ja ebenfalls richtig. Die persönliche Entscheidung, ein Projekt von Aktivist*innen zu unterstützen, hat ja selbstverständlich politische Implikationen. Was soll schlecht daran sein, das zu sagen? Allerdings ging die Neuinterpretation der Maxime weiter und besagte nun, all unsere persönlichen Entscheidungen, selbst die, die auf den ersten Blick völlig unpolitisch sind, hätten politische Implikationen und gerade sie seien besonders wichtig und sogar von erstrangiger Bedeutung. Man verwendet Makeup oder nicht, sieht fern oder nicht, isst diese Art Fisch oder jene, trägt diese Art von Turnschuhen oder jene oder hat ein Bankkonto oder nicht. Dass all dies zwar persönliche Entscheidungen, zugleich aber auch politische Handlungen seien, war nun die brandneue Erkenntnis.

Der Gedanke, dass persönliche Entscheidungen politische Folgen haben, war und ist richtig und hat sicher auch erklärendes Potential und Informationswert. Leider ging die Neuinterpretation danach noch weiter. Seit den 1990ern nahm der Spruch »Das Private ist politisch« vor allem

die Bedeutung an, die wichtigste Art für jede*n Einzelne*n, politisch zu sein, sei, im eigenen Privatleben »korrekt« zu sein. Kleide dich korrekt, iss korrekt, sprich korrekt, lies korrekte Dinge, kauf korrekt ein, spiele korrekt: So bist du politisch der beste Mensch, der du sein kannst. »Das Private ist politisch« bedeutete nun nicht mehr, dass persönliche Umstände weitgehend ein Produkt der systemischen Verhältnisse und Zwänge sind, die uns von Strukturen auferlegt werden, auf die wir als isoliert handelnde Einzelne sehr wenig Einfluss haben. Stattdessen besagte er nun, alle politischen Phänomene seien letztlich das Ergebnis der Summe der persönlichen Entscheidungen isoliert und für sich handelnder Individuen. Um bessere Verhältnisse herbeizuführen, musste man also in erster Linie die persönlichen Entscheidungen der Leute beeinflussen.

Dieser Trend spiegelt sich in vielen Aspekten des heutigen Denkens und Aktivismus wieder, nicht zuletzt in Teilen der Strömungen, die als »Dritte-Welle-Feminismus«, »Identitätspolitik«, »Nahrungspolitik«, »Politik des Lebensstils« und so weiter bezeichnet werden.

Nehmen wir vegetarische Aktivist*innen, die Leute attackieren, weil sie Fleisch essen, Antiimperialist*innen, die andere verachten, weil sie Fans eines angeblich militaristischen Fußballclubs sind, Antikapitalist*innen, die Inhaber*innen eines kleinen Betriebs heruntermachen, Feminist*innen, Sozialist*innen und alle möglichen Linken, die andere bemäkeln, weil sie Massenkultur konsumieren, oder linke Intellektuelle, die sich anderen überlegen wähnen, weil letztere »niveauloses Zeug« lesen.

Wir sollten ja durchaus versuchen, unser Leben gemäß unseren Werten zu leben. Aber genau so sollten wir doch unsere Werte ihrerseits sorgfältig auf ihre Stimmigkeit prüfen, und genauso sollten wir unsere Art, unser Leben an unseren Werten auszurichten, nicht als die einzige und vielleicht nicht einmal als die beste, sondern einfach als eine ganz besondere Art betrachten, dies zu tun. Wir müssen andere, die andere Wege finden, gute Werte zu leben, tolerieren und respektieren. Wir sind in der Lage, Geduld und Respekt für Leute aufzubringen, deren Lebensbedingungen schlechter (oder besser) sind als unsere.

Davon abgesehen kann das Streben nach klugen, aber isolierten und persönlichen Entscheidungen nicht die Notwendigkeit des Zusammenschlusses zu kollektivem Handeln und zu kollektiven Strukturen ersetzen. Der Spruch »Das Private ist politisch« sollte immer noch signalisieren, dass die Gesellschaft einen Großteil unseres persönlichen Lebens bestimmt.

Wir können unser persönliches Leben nur durch kollektives Handeln gegen ungerechte gesellschaftliche Verhältnisse verändern.

Und was hat das mit der Anziehungskraft unserer Bewegungen zu tun? Wenn man bei einem Projekt, und erst recht bei einer Bewegung, die für eine bessere Welt kämpft, mitmacht und dann ein Großteil der Erfahrung darin besteht, wegen persönlicher Entscheidungen angegiftet und moralinsauer beurteilt zu werden und umgekehrt dasselbe zu tun, und all das meist abstrakt, ohne Mitgefühl und Bemühung um Verständnis – wie lange wird es da dauern, bis man es satthat und seiner Wege geht? Nicht sehr lange. Und wie viele andere wird man dann dazu bewegen können, in der Bewegung mitzuarbeiten? Nicht viele. Und wie kann man dieses Problem lösen? Mit gesundem Menschenverstand und gegenseitiger Achtung. Du versetzt dich in meine Lage und ich mich in deine, bevor wir behaupten, die jeweils anderen täten etwas ganz Schlimmes, wenn sie unter komplexen Umständen schwierige Entscheidungen treffen. Holen wir uns die ursprüngliche Bedeutung des Slogans »Das Private ist politisch« zurück und lassen wir die gegenseitigen Wertungen und Abwertungen beiseite.

Reformen können strategische Bedeutung haben

Eine der unvermeidlichen Fragen der politischen, besonders aber der revolutionären Strategie ist die nach dem Verhältnis zu Reformen. Um zu sehen, ob es hier mehr oder weniger allgemeingültige Einsichten gibt, müssen wir zuerst etwas Klarheit über einige Definitionen schaffen.

Eine Reform ist eine Veränderung, die die grundlegenden institutionellen Beziehungen einer Gesellschaft bestehen lässt. Die Durchsetzung höherer Löhne ist eine Reform. Antidiskriminierungsmaßnahmen, die Beendigung eines Krieges, die Änderung von Steuersätzen – all das sind Reformen.

Im Unterschied dazu ist Reformismus eine Haltung zu sozialen Veränderungen, die davon ausgeht, dass die grundlegenden Beziehungen der Gesellschaft bestehen bleiben werden. Der Reformismus versucht, in kleinerem oder größeren Maß Reformen durchzusetzen, aber diese Reformen sind zugleich sein einziges Ziel.